

Stille Stunde

Autor(en): **Weigand, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 27

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 27
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
7. Juli
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Stille Stunde.

Von Wilhelm Weigand.

Goldner Julinachmittag,
Tiefsten Lebens Feierstunde.
Einsam schlummern Feld und Hag,
Glüht die flimmernd heiße Kunde.

Rings kein Laut . . . Zuweilen bloß
Fallen aus den lichten Höhen
Lerchenlaute in den Schoß
Blühnder Erde und verwehen.

Nur zuweilen weht Getön
Her von blauen Blütenglocken,
Die mein Aug aus seligen Höhen
Still in ihre Tiefen locken.

Sellige Bläue dort und hier!
Und zwei Sternenaugen heben
Schimmernd sich entgegen mir,
Oh zu Sternen sie entschweben. —

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 27

Rahel an Johannes.

Daß ich dir so lange nicht schreiben würde, hast du mir wohl nicht zugetraut. Es war aber zu viel, was ich dir zu sagen hatte. Ich wußte nicht, womit beginnen, auch bin ich es nicht gewohnt, zu dir zu reden, ohne sogleich Antwort auf meine Fragen zu bekommen.

Mir ist, als lebe ich in einer andern Welt. Oder als liege eine Welt zwischen Bellerive und der Stadt. Hier ein lärmendes Schauen, ein Vorüberleben an der Oberfläche, ein Pflücken kurzer und zergehender Freuden, dort ein so tiefes Versinken in sich selbst, daß man oft den Weg hinaus, nein, hinauf, nicht mehr fand. Auch zwischen den Anschauungen der Menschen liegen, so scheint es mir, ganze Menschenalter. Dort Tante Adeline — hier die andern. Denke ich an Bellerive, so steigt mir das weiße Haus mit seinem Garten und seinem Weinberg märchenhaft aus den Nebeln empor, vom Zauber der Kindheits Erinnerungen umflossen und vom Wohnheitsgefühl umspinnen, manchmal golden leuchtend, manchmal grau wie Asche. Du — Sidnen — ihr allein glänzt aus dem vielen Farblosen.

Zürne nicht, Johannes, daß ich Bellerive grau nenne, da du doch dort wohnst. Du stehst außerhalb Bellerives, bist wie einer der Weisen aus dem Morgenland, die gekommen, den Heiland anzubeten. Du könntest überall zu Hause sein, packtest überall hin, bist wie ein Garten, der seinen Duft ausströmt über die Vorübergehenden und von ihnen nichts erwartet. Ach, wäre ich doch wie du!

Johannes, ich kann es nicht verwinden. Nicht, daß er eine andere liebt, aber daß er nicht ist wie ich glaubte, daß er sei. Daß er zu denen gehört, die mir verächtlich waren. Ich kann ihn nicht verstehen, darum kann ich nicht verzeihen und darum nicht vergessen. Ich will, aber ich kann nicht. Sein Gesicht gefällt mir besser als alles in der Welt. Kann es sein, daß ich ihn schon als kleines Mädchen geliebt habe? In meinem Herzen ist soviel Neid, der mir beim Erwachen zuflüstert, daß alles grau, öde und traurig sei. Während des Tages vergesse ich mich und alles und denke zwischen Lernen und Lehren, Staunen und Genießen, zwischen Lachen und Plaudern mit meinen neuen Bekannten oft, daß ich Sidnen vergessen hätte.

Aber ich möchte mein betrübtes Herz dennoch nicht verlieren und in ein nur fröhliches verwandeln, denn was füllte sonst meine Seele aus? Und etwas Besseres als dies oberflächliche Genießen muß ich doch haben, nicht wahr? Du sagtest einmal: Gib deiner Seele, wonach sie sich sehnt, und du bist überall daheim. Ach, ich fühle mich so fremd! Ist meine Seele vielleicht nicht in mir daheim?

Sonst geht es mir gut, allzu gut, sehr viel zu gut. Tante Adeline hat mich ja überall einführen lassen, und Tante Marie kann sich nicht genug tun mit Tees und Abendessen und Junge-Mädchen-Kaffees und dergleichen. Ich habe auch schon Stunden zu geben, und, obgleich ich noch nie in der Welt war, weiß ich doch, daß man mich nicht so empfangen hätte, wäre ich nicht Tante Adelines Nichte.